

Petra Morsbach

Literaturkritik als Gesellschaftsroman

„Die ganze Wahrheit“ von Norbert Gstrein: Was man aus dem Schicksal eines Buches über die aktuelle Kultur lernen kann

2011/ 13

Eine Vernichtung

In Norbert Gstreins Roman *Die ganze Wahrheit* (Hanser Verlag, 2010) geht es um eine exzentrische Autorin, die ihren alternden Verleger heiratet und ihm die Kontrolle über seinen Verlag und über sein Leben entwindet. Erzählt wird aus der Perspektive eines gefeuerten Lektors. Das Buch wurde im Feuilleton fast durchgängig verrissen. Hauptvorwurf: Mit der Figur Dagmar sei die Berliner Verlegerin Ulla Berkéwicz, Witwe des Suhrkamp-Verlegers Siegfried Unseld, gemeint. Das sei moralisch unsauber und künstlerisch mißlungen. Ich zitiere ein paar Kernsätze, damit Sie hören, welcher Ton angeschlagen wird.

„Verdruckstes Gehampel“ nannte es die *Welt*: „Das Buch [taugt] zu gar nichts. Für den Autor wäre es besser gewesen, er hätte es nicht geschrieben.“ *Welt Online* nannte es „ein vollkommen uninteressantes schwarzes Loch“, „In die Schublade und: zu!“ „Läppisch“ erklärte die *taz*: „Wer soll [das] lesen wollen?“

Man schlug das Buch einem niederen Genre zu. *Der Spiegel*: „Ein Möchtegernschlüsselroman“. *Die Welt*: „Räuberpistole des Jahres“, *Die Zeit*: „Schundliteratur der Premiumklasse“, *Welt Online*: „Ulla-Pornographie“.

Man unterstellte dem Autor unredliche Motive. *taz*: „Rache [am] ehemaligen Verlag“, „böartig“, *Süddeutsche Zeitung*: „Unbehagen, [...] ob hier nicht [...] ein Rufmord in Szene gesetzt wird.“ „Es hat etwas Hinterhältiges [...], das Ansehen einer nicht unumstrittenen Person herabzusetzen, aber die Verantwortung dafür an den Text zu delegieren.“

Man demontierte den Autor durch ironisches Bedauern. *Welt Online*: „Da draußen in der wirklichen Welt ist Finanzkrise, Spanien und Griechenland gehen pleite. [...] Und einer der intelligentesten, gegenwartsnächsten Schriftsteller deutscher Sprache verschleudert sein Talent.“

Die sachliche Argumentation blieb vergleichsweise schwach.

Süddeutsche Zeitung: „Man kann [...] keinen Suhrkamp-Schlüsselroman schreiben, der in Wien spielt.“ (Warum nicht?)

Spiegel: „Das Roman-Wien [bleibt] ein Vakuum, ohne Kaffeehäuser, ohne Schmä, ohne Literaten.“ (Na und?)

Und die ästhetische?

Welt Online: Der „Anti-Ulla-Furor [wirkt] sich deutlich negativ auf [Gstreins] Sprache aus.“ (Wird durch kein Beispiel belegt.)

Die Zeit: „... hat auch deshalb nicht funktioniert, weil hier ein Zusammenhang zwischen Ethik und Ästhetik greift.“ (Welcher Zusammenhang soll das sein, und wie greift er?)

Man beachte die Beweisumkehrung: Die Sprache ist nicht schlecht, weil sie diese oder jene Eigenschaft hat,

sondern wegen der bösen Absichten des Autors. Es ist eine gewissermaßen religiöse Dialektik.

Schlüssel und Stoff

Schlüsselromane funktionieren nur mit Schlüssel, deswegen gelten sie literarisch als minderwertig: ein Kunstwerk muß autonom funktionieren. Normalerweise schreckt mich bereits das Etikett. Doch in diesem Fall weckte das Mißverhältnis zwischen Aggression und Argumentation meine Neugier, und ich fand ein gutes Buch.

Schon die Handlung ist schlüssig und spannend. Eine Heldin von solchem Irrwitz und solcher Vitalität habe ich in der zeitgenössischen Literatur nirgends getroffen. Ihre Erotik, ihr Wahnsinn, ihre Lügen, die Mischung aus Unberechenbarkeit und Machtkalkül, die Intensität und Perfidie, mit der sie ihre Umwelt bestrickt, verblüfft, manipuliert und vernichtet, das ist atemberaubend. Ihr Mann ist ein seinerseits machtbewußter, aber im Umgang verlässlicher Literaturfreund und Lebemann mit erotischen Schwächen, der dieser viel jüngeren Frau zwar nur kurz, aber unentrinnbar verfällt, denn als er wieder bei Verstand ist, fehlt ihm bereits die Kraft, sich zu befreien. Wir erleben sein Schwanken zwischen Scham und Ritterlichkeit, seine Reue und seinen Ruin, sein elendes Ende unter der Regie einer Hysterikerin, die im destruktiven Triumph zu dämonischer Hochform aufläuft.

Soziopathische Charaktere muß man erst mal gestalten können. Sie sind derart wandelbar, vielgesichtig und intensiv und haben eine solche polarisierende Kraft, daß besonnene Menschen sie meiden. Ihr direktes Umfeld aber besteht meist aus Abhängigen und Bewunderern,

die als Zeugen nur eingeschränkt brauchbar sind. Wie Gstrein diese irrlichternde Figur meistert, verdient professionell hohen Respekt. Er läßt sich nicht von der Hitze des Gegenstandes anstecken, sondern beschreibt nüchtern, fast zwanghaft präzise die Auftritte dieser Heldin. Sein Ich-Erzähler, der immer wieder aufs Hörensagen zurückgreifen muß, diskutiert die Varianten und thematisiert seine Voreingenommenheit.

Auch über die Welt eines Verlagslektors habe ich nirgends so glaubhaft gelesen: der Berufszynismus, die Loyalitätskonflikte, die Idiosynkrasien gegen bestimmte Autorenunarten, literarische Moden und sprachliche Stereotypen. Es gibt herrliche Miniaturen über Figuren des Betriebs. Der Leser muß kein Vorbild kennen, um sie zu genießen – jede Figur hat etwas Exemplarisches, aber auch ein Geheimnis. Manche begleiten die ganze Handlung, andere haben nur einen Auftritt, jeweils von exquisiter Qualität. Dieser Kosmos wird ohne Eifer entfaltet, in einer überlegenen Konstruktion, die nicht nur Wahrnehmungs- und Deutungsebenen bewußt reflektiert, sondern den Stoff auch souverän gliedert, mit kontinuierlicher Steigerung bis zum Schluß. Der Erzählton ist geschmeidig, hoch bewußt, scharfsinnig, von sarkastischem Humor getragen.

Der Roman bietet eine Fülle menschlicher Themen: Deutung und Wirklichkeit, Wahnsinn und Methode, Größenucht und Vergänglichkeit, um einige zu nennen. Nebenbei zeigt er die unheimliche Allianz von Machtgewinn und Kontrollverlust, die Hilflosigkeit, aber auch die Faszinationsbereitschaft der Menschen ihr gegenüber. Das sind große Themen. Daß Gstrein sie nicht abstrakt, sondern konkret vorführt, ist kein Mangel, sondern ein Verdienst. Realistische Literatur darf und muß auch fatale menschl-

che Eigenschaften unter den Bedingungen der Gegenwart beleuchten.

Literaturkritik als Gesellschaftsroman

Da unterschiedliche Bewertungen zur Literatur wie zum Leben gehören, könnte man es dabei bewenden lassen.

Ich möchte den Fall dennoch näher betrachten, weil eine kollektive Erregung immer gesellschaftlich aufschlußreich ist. Daß der Zorn der Großkritiker nur dem mißlungenen Kunstwerk gilt, glaube ich nicht, nachdem andere mißlungene Bücher mit keinem vergleichbaren Eifer verfolgt wurden. Natürlich kann ich den Beteiligten nicht ins Herz sehen. Doch sind Rezensionen ja gewissermaßen realistische Gesellschaftsprosa, und als solche will ich sie hier lesen.

Im Folgenden drei Deutungsvorschläge.

Erstens – Die Kritiker verteidigten wirklich Berkéwicz. Das würde bedeuten, daß sie grundsätzliche Errungenschaften des modernen Romans wie freie Stoffwahl, freie Deutung, soziale Spiegelung in Frage stellten. Ich möchte das nicht glauben. Sozial auffällige Figuren sind herrlicher Stoff, sie sind rasant, manchmal gefährlich, man kann an ihnen extreme individuelle Eigenschaften und extreme Gruppenreaktionen jeweils in aktueller Ausprägung studieren. Warum soll ein Autor auf sie verzichten? Und was wäre die Literatur ohne sie? Was würde es für eine Gesellschaft bedeuten, wenn die Kunst nicht mehr wagte, Figuren des öffentlichen Lebens zu kritisieren?

Zweitens – Es ging *nicht* wirklich um Berkéwicz. „Der Mensch“, schrieb Friedrich Nietzsche, „ein vielfaches, ver-

logenes, künstliches und undurchsichtiges Thier, allen anderen Thieren durch Klugheit und List unheimlich und furchteinflößend – gebärdet sich oberflächlich, sobald er moralisiert.“ Welcher Tiefe könnte durch Oberflächlichkeit ausgewichen worden sein?

Hier fällt mir das Elende Sterben des Großen Mannes ein, ein starkes Thema des Romans, das in keiner Kritik erwähnt wurde. Auch wenn Heinrich Glück nicht Siegfried Unseld „war“: Man konnte an Unseld denken, der eine Figur von riesigem Nimbus war und durch Männlichkeit, Erfolg, Charisma alles verkörperte, wonach ehrgeizige Leute sich sehnen. Heinrich Glücks – also der Romanfigur – hilfloser und unwürdiger Niedergang konfrontierte die Ehrgeizigen mit dem, was sie vielleicht am meisten fürchten, nämlich Machtverlust, und das wurde als möglicherweise als Sakrileg empfunden. Es wäre eine instinktive emotionale Abwehr gewesen, eine Art Kurzschlußhandlung: Man ertrug das Bild nicht und zerschlug den Spiegel. Und flüchtete sich aus Scham über diesen Kurzschluß in die ehrenwerte Rechtfertigung des Einsatzes für eine verwundbare Frau.

Natürlich wird sich diese Interpretation nicht verifizieren lassen. Doch lohnt es, sie zu prüfen. Aus der Vehemenz der Verrisse und der Fadenscheinigkeit der Argumente schloß ich auf unbewußte Motive, aus der kollektiven Wucht auf deren gesellschaftliche Virulenz. Wenn die herausgestellte Nichtigkeit der Macht und die düpierte Grandiosität so provozierend wirkten – Was würde das über unser Verhältnis zu Hierarchien sagen und über unsere sogenannten Werte?

Dritte Interpretation: Alles Zufall, vielleicht ein bißchen Gruppendynamik, jedoch kein bewußtes Vorgehen gegen

liberale literarische Standards. Also selbst unter der Prämisse, daß auch spontanen Reaktionen unbewußte Wurzeln und Absichten zugrundeliegen, nur eine Laune und inzwischen längst vergessen.

Eine Sorge

Eine „Verschwörung“ der Kritiker halte ich für ausgeschlossen. Doch beschäftigt mich die Einhelligkeit der Prügelei: als bestehe in der Zukunft eine mentale Verwandtschaft oder als fänden vorwiegend hierarchisch orientierte Kritiker Eingang in die gewichtigen Feuilletons.

Diese Gesellschaftsprosa lese ich mit Sorge. Ein so kompakter Auftritt der Macht ohne Anzeichen von Skrupeln und Selbstkritik kennzeichnet Restauration. Ob bewußt, unbewußt oder fahrlässig: Er beeinflußt die Literatur. Autoren werden sich mit den Kritikern verbünden, zumindest deren Zorn vermeiden wollen. Das ist aber nicht ihre Aufgabe. Eine zum Ergötzen der Kritiker geschriebene Literatur kann im Einzelfall exquisit sein, verfehlt im Ganzen aber ihre Aufgabe. Kunst ist idealerweise die Erfahrung von Freiheit. Ihr Thema sollte das größere Spiel sein, in dem andere Gesetze gelten als die der Parteien und in dem allen Leidenschaften, Positionen und Niederlagen gleiche Bedeutung eingeräumt wird als Ausdruck unserer seltsamen Gattung.

© Petra Morsbach

Der Essay ist aus einem Vortrag über *Die Problematik des Schlüsselromans*, gehalten in der Bayerischen Aka-

demie der Schönen Künste am 10. Mai 2011, hervorgegangen. Mit geänderter Fragestellung überarbeitet 2013